



CARLA VAN RAAY

Einmal Hölle und zurück

MEIN LEBEN ALS
HEILIGE UND HURE

Weltbild

Einmal Hölle und zurück

Carla van Raay

Einmal Hölle und zurück

Mein Leben als Heilige und Hure

Aus dem australischen Englisch
von Maria Zybak

Weltbild

Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Str. 1, 86159 Augsburg

Copyright © der Originalausgabe 2004 by Carla van Raay
Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *God's Callgirl* bei
HarperCollins Publishers Pty Limited, Sydney.

Die deutsche Ausgabe wurde vermittelt durch HarperCollins Publishers Pty Limited

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2006 by
Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Übersetzung von Maria Zybak

Covergestaltung: atelier seidel/Teisung

Covermotiv: istockphoto/Marjan Apostolovic

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
978-3-8289-5823-4

2019 2018

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Einkaufen im Internet:

www.weltbild.de

Der Unschuld in uns allen gewidmet.

Die Gnade ist in dir.
Verabschiede dich von der Vorstellung,
dass du in Ungnade bist.
Papaji (H. W. L. Poonja), Bombay, 1975

INHALT

Vorwort	9
Einleitung	10
Ordenshierarchie der Faithful Companions of Jesus	13
Erster Teil	15
Es ist ein Mädchen	17
Was für ein schwieriges Kind!	24
Das kleine Unkräutlein	30
Das Unkräutlein wird größer	43
Älter und ein bisschen klüger	51
Das Leben in einem anderen Land	57
Neuer Wein in alten Schläuchen	70
Küssen macht schwanger	82
Zweiter Teil	95
Das gibt Probleme	97
Noch mehr Probleme	112
England	124
Verbotene Liebe	131
Stummer Wahnsinn	147
Winter der Albträume	168
Willkommen daheim, Schwester!	188
Nicht so schnell, Schwester!	201
Die Würfel sind gefallen	220
Dritter Teil	239
Frei!	241
Kauf mich!	269
Auf dem Riesenrad des Lebens	290
Das Callgirl Gottes	299

Die Vase bekommt Risse	315
Wach auf, tote Prinzessin!	334
Die Vase zerbricht	354
Du wolltest es nicht anders, Carla	378
Radikale Unschuld	387
Das Mädchen Gottes	404
Postskriptum an meinen Vater	411
Dank	413

VORWORT

Carla van Raay erzählt in ihrem Buch *Einmal Hölle und zurück* mit entwaffnender Offenheit von ihrem außergewöhnlichen Leben. Ich leitete im Jahr 1987 eine Frauengruppe. In den Wochen, die wir miteinander verbrachten, wurden nicht nur intimste Gefühle offenbart und Probleme gelöst, sondern auch Lebensgeschichten erzählt – manche berichteten kurz, manche lang, ängstlich oder verlegen, unter Tränen und Lachen. All diese Geschichten waren real, bewegend und befreiend für die jeweilige Erzählerin.

Eine hoch gewachsene, schlanke, zurückhaltende Frau mit einem nervösen Lachen fesselte uns ganz besonders mit ihren Geschichten aus dem Klosterleben und ihren späteren, ganz und gar unwahrscheinlich klingenden Versuchen, ihrem Leben einen Sinn zu geben. Ich glaube, keine der Teilnehmerinnen von damals wird Carla jemals vergessen. Wir hatten sie alle gern – wegen ihrer Ehrlichkeit, ihrem Mut, ihrem schrägen Humor und am allermeisten wegen ihrer Unschuld. Denn trotz aller Missbrauchserfahrungen, trotz aller Angst, Konditionierung und verrückten Lebensentscheidungen gelang Carla das Unmögliche – sich ihre Unschuld zu bewahren. Und das ist heutzutage selten. Alle Frauen in der Gruppe bestürmten sie, dieses Buch zu schreiben.

Ihre bewegende und schier unglaubliche Geschichte berührte mich wieder sehr, als ich ihr Buch las. Andererseits, wenn Sie Carla kennen würden, dann würde Ihnen ihre Geschichte überhaupt nicht unglaublich vorkommen.

Persephone Arbour, Perth

EINLEITUNG

Es war eine Geschichte voller Bitterkeit und Zorn, die ich vor vielen Jahren zu schreiben begann, eine fürchterliche Seifenoper, mit der ich »die schrecklichen Nonnen« bloßstellen wollte. Alle Welt sollte erfahren, was ich zwölfteinhalb Jahre in einem Kloster erduldet hatte. Nicht zuletzt wollte ich mit meinem Buch ein wenig Kritik an der katholischen Kirche provozieren und an allem, wofür ihre Institutionen stehen.

Mit meinem Zorn schwand mit der Zeit auch diese Motivation, und 1986 sprach ich bei der damaligen Stadträtin Joan Watters vor – einer Frau mit einigem Einfluss in Perth –, weil ich dachte, sie könnte mir vielleicht helfen, einen Verleger zu finden. Mit der Einleitung, dem ersten Kapitel, einem Konzept der weiteren Kapitel und einem Foto von mir als Postulantin im Orden der Faithful Companions of Jesus (dt.: Treue Gefährtinnen Jesu) bewaffnet, konnte ich sie ziemlich schnell davon überzeugen, dass meine Geschichte es wert war, veröffentlicht zu werden. Auf meine Bitte hin stellte sie einen Kontakt zur Presse her. Obwohl wir uns ein Einspruchsrecht erkämpft hatten, machte jede Sonntagszeitung in Australien mit der reißerischen Schlagzeile auf: *Warum ich vom Kloster ins Bordell ging. Die Beichte einer Exnonne.*

Der Artikel rief sofort meine vier Geschwister in Melbourne auf den Plan, die mich inständig baten, aus Rücksicht auf unsere Eltern von einer Veröffentlichung meiner Geschichte abzusehen. Es würde sie nicht nur zutiefst verletzen, alle möglichen Einzelheiten aus dem Leben ihrer einst so geachteten und nun so tief gefallenen Tochter zu lesen, sondern es würde auch ihre Beziehung – ein Abhängigkeitsverhältnis – zu den Nonnen belasten. Obwohl mein Vater inzwischen im Ruhestand war, wohnten sie noch in einem Haus, das ihnen der Orden zur Verfügung gestellt hatte.

Ich fügte mich und ließ mir die Chance zur Veröffentlichung entgehen, als ein Verlag auf mich zukam.

Inzwischen sind meine Eltern beide tot und alle Beziehungen mit dem Orden, bis auf die freundschaftlichen, beendet. Viele der Nonnen, die in meiner Geschichte vorkommen, sind mittlerweile sehr alt oder schon gestorben. Für mich sind die Figuren in dieser Geschichte wie die Rosen an einem Strauch: Sie haben einmal herrlich geblüht, und nun sind viele verwelkt und tot. Es geht mir nicht darum, das Gedenken an ihre Blütezeit zu entehren, sondern darum, herauszudestillieren, was es aus ihrem und meinem Tun zu lernen gibt. Ist es nicht das, worum es im Leben wirklich geht? Gott atmet, und da sind wir: rosige, lebendige Wesen, vital und selbstverliebt, auf einer Bühne mit eng gesteckten Grenzen. Dann atmet Gott wieder – vielleicht seufzt er nur über den ganzen Spektakel –, und wir sind alle fort, zurückgekehrt an den Ort, von dem alles kommt.

Gott segne die alten Rosen und auch mich – eine Rose, die sich einem Alter nähert, in dem man möglichst nicht mehr davon spricht. *Einmal Hölle und zurück* ist ein ehrlicher autobiografischer Bericht und zwangsläufig auch eine ganz persönliche Interpretation der Ereignisse. Mittlerweile bin ich seelisch erwachsen geworden und es ist keinesfalls meine Absicht, mit meiner Geschichte irgendjemanden zu verletzen. Deshalb habe ich die Namen – und ebenso einige Details – geändert, um eine zufällige Identifizierung noch lebender Personen zu vermeiden. Es kann durchaus sein, dass Mitglieder meiner Familie, meiner ehemaligen Ordensgemeinschaft oder auch frühere Kunden aus meiner Zeit als Callgirl meine Geschichte als Fiktion betrachten; das lässt sich wohl nicht verhindern.

Sollte eine in dieser Geschichte erwähnte, noch lebende Person sich zu Unrecht kritisiert oder unfair behandelt fühlen, so möchte ich klarstellen, dass diese Geschichte in erster Linie eine Demaskierung meiner selbst mit all meinen Fehlern ist.

In den Jahren, da ich die Geschichte von Carla niederschrieb – von dem Mädchen, das im katholischen Süden Hollands auf-

wuchs und mit zwölf Jahren nach Australien kam, sich dann im jungfräulichen Alter von achtzehn Jahren zum Eintritt in ein Kloster entschloss und es mit jungfräulichen einunddreißig wieder verließ –, wurde mir nach und nach klar, *dass ich gar keine andere Wahl gehabt hatte*, als Nonne und später Prostituierte zu werden. Es waren Rollen, die ich spielte und die eher meine Neurose als mein wahres Selbst ausdrückten. Ich musste erst erfahren, wer ich *nicht* war, um herausfinden zu können, wer ich *bin*. Vielleicht ist das immer so im Leben, bei mir war es jedenfalls so.

»Was man abwehrt, kommt wieder«, heißt es. Ich wusste nichts über Sexualität, hatte Angst davor, unterdrückte sie, und so beschäftigte mich dieses Thema die ganze Zeit. Dann ließ ich mich, um sie zu verstehen, auf alle möglichen mehr oder weniger rühmenswerten Experimente ein. Dieses Buch beschreibt die Höhen und Tiefen eines Lebens als Prostituierte und das seelische Leid, das durch Exzessivität entsteht.

Die Zeitumstände und der Beistand vieler Freunde haben mir geholfen, mir meiner unterbewussten Muster bewusst zu werden und sie zu überwinden. Es ist vielleicht nicht gut, in Erinnerungen zu schwelgen, aber ganz gewiss gefährlich, sie zu ignorieren. Also erzähle ich jetzt meine Geschichte, und dann bin ich fertig damit, denn ich möchte sie nicht noch einmal durchleben!

ORDENSHIERARCHIE DER FAITHFUL COMPANIONS OF JESUS

(nach Rang und Autorität geordnet)

Generaloberin

Leiterin des Ordens; lebt im Mutterhaus in England.

Provinzialin

Leiterin einer Provinz, zum Beispiel Australien (wo es seinerzeit vier Klöster gab).

Oberin

Leiterin eines Klosters.

Professschwestern

Diejenigen, die nach einem Zeitraum von achteinhalb Jahren die ewigen Gelübde abgelegt haben. Unter ihnen gilt das Prinzip: höheres Dienstalder = höherer Status.

Geistliche Schwestern

Diejenigen, die nach dem Noviziat die zeitlichen Gelübde abgelegt oder sie drei Jahre später erneuert haben.

Novizinnen

Diejenigen, die sich nach dem Postulat, bevor sie die zeitlichen Gelübde ablegen, der zweijährigen Erprobungszeit unterziehen.

Postulantinnen

Diejenigen, die sich in den ersten sechs Monaten der Erprobungszeit befinden.

Laienschwestern

Erledigten alle Hausarbeiten wie Kochen, Putzen und Waschen und unterstützten dadurch die unterrichtenden Schwestern. Häufig wurde ihnen von Postulantinnen und Novizinnen geholfen. Die Laienschwestern durchliefen eine ähnliche Probephase wie Nonnen, konnten aber niemals in eine verantwortungsvolle Position gewählt werden.

ERSTER TEIL

ES IST EIN MÄDCHEN

Ich wurde als katholisches Mädchen geboren, am 28. Oktober 1938 um sieben Minuten nach vier Uhr am Nachmittag in einer kleinen holländischen Stadt namens Tilburg. Es war die erste Erfahrung meiner Mutter in Sachen »Kinder zur Welt bringen« und ihre allerschlimmste; und meine erste Erfahrung mit der Erbsünde, was bedeutete, dass man mich bis zur Taufe nicht küssen durfte, weil ich zu sündig war.

Es war eine merkwürdige Zeit, um auf die Welt zu kommen. Das Wetter war launisch, einmal warm, dann wieder kalt. Von den Platanen, Eichen und Kastanienbäumen fielen die Blätter und wurden vom Wind raschelnd über die Gehsteige und auf die Veranden getrieben. Noch hielten sich letzte Rosen. Ihr Duft mischte sich mit dem strengen Geruch der Chrysanthemen und dem dunklen, erdigen Geruch der nebligen Morgenluft. Der Sommer verabschiedete sich und die Menschen begannen sich in Gedanken auf den unvermeidlichen Winter vorzubereiten.

Das Haus, in dem ich geboren wurde, stand in einer Reihe hintereinander gestaffelter Häuser, die genauso aussahen. Alle hatten ein oberes Stockwerk mit einem kleinen Fenster im steilen Dach. Der winzige Garten davor, gerade groß genug für ein paar Büsche blauer Hortensien, war von einer niedrigen Mauer mit hübsch gerundeten Ziegeln als Abschluss umgeben – ein wunderbarer Hochsitz, wenn mildes Wetter die Leute zum Plausch mit den Nachbarn nach draußen lockte. Das Fleckchen Erde hinter dem Haus war zu klein, um Gemüse anzubauen, und das war einer der Gründe, warum wir 1944 umzogen.

Die Straße hatte den provozierenden Namen »Malsenhof«, was so viel bedeutet wie »Garten der Freuden« oder »üppiger Garten«. Sie wurde ihrem Namen jedoch nicht gerecht und existiert heute

nicht mehr; sie musste für unerfreuliche, hässliche Wohnblöcke Platz machen.

Damals bekamen Mütter ihre Kinder zu Hause; den Arzt rief man nur, wenn es ernsthafte Schwierigkeiten gab. Meine heftige Abneigung, auf die Welt zu kommen, wurde schließlich dadurch überwunden, dass er mich mit einer stählernen Zange durch einen trockenen Geburtskanal ins Licht der Welt zerrte.

Meine schöne Mutter war fünfundzwanzig, mein gut aussehender Vater vierundzwanzig, aber sie hatten wenig Ahnung davon, was es hieß, Kinder zu haben. Eines wussten sie jedoch: Ich sollte das Wunderkind werden, das keiner von beiden gewesen war. Sie wollten mich herumzeigen können, die ganze Familie und Nachbarschaft mit mir beeindrucken. Besonders wichtig war das für meine Mutter, denn ihre Familie war gegen die Hochzeit gewesen, weil sie weit unter ihrer sozialen Stellung geheiratet hatte.

Nach dem ersten obligatorischen Schrei wurde ich von der Hebamme gesäubert und meiner zitternden Mutter übergeben, damit ich einen Schluck an ihrer Brust nehmen konnte. Sie war stolz auf mich, ohne jeden Zweifel, und stolz auf ihre Leistung, nun da der Schmerz schon fast vergessen und alles Unappetitliche so gut wie beseitigt war. Und ich war niedlich, ein sehr hilfreicher Umstand. Ihr nächster Gedanke galt meiner Taufe.

Die katholische Kultur, in die ich hineingeboren wurde, ging von einer simplen und bedrückenden Voraussetzung aus: Der Mensch, wurde behauptet, ist von Grund auf schlecht. Das bedeutete, schlecht von allem Anfang an und im Innersten seines Wesens. Die Menschen im südlichen Teil der Niederlande, wo ich geboren wurde, waren katholisch bis auf die Knochen und felsenfest davon überzeugt, dass Seelen ohne christliche Taufe in der Hölle landen.

Für ungetaufte Babys gab es einen besonderen Ort – Limbus oder Vorhölle, wie im Katechismus stand –, wo sie zwar gnädigerweise keine Höllenqualen leiden, aber auch nie »Gottes Antlitz schauen« würden. Dieser Ort verdankt seine Existenz einer Bulle, von den Weisen der katholischen Kirche in irgendeinem Jahrhun-

dert erlassen, und wurde im späten 20. Jahrhundert durch eine andere Bulle wieder abgeschafft, aber 1938 zweifelte kein Mensch daran, dass es ihn gab. Also begab man sich mit einem Neugeborenen in der Regel eiligst zur Kirche, um das Risiko, dass es an jenem trostlosen Ort enden würde, möglichst klein zu halten. Die Mutter war bei der Taufe selten anwesend, denn meistens hatte sie sich von der Tortur, ein neues Sündenbald auf die Welt zu bringen, noch nicht hinreichend erholt. Stattdessen marschierte eine Tante, umgeben von einem Schwarm weiblicher Verwandter und Freundinnen, mit dem Baby auf dem Arm stolz die Straße hinter, das Baby in einem Stechkissen mit einem Schleier aus Seide und Spitze darüber. Zur Kirche gelangte man nur zu Fuß, es sei denn, man besaß zufällig Pferd und Kutsche oder eines dieser seltenen Dinge: ein Automobil. Wir besaßen keins von beidem. Wenn es regnete, schützte der Schleier das Baby ein wenig.

Die jüngere Schwester meiner Mutter brachte mich also schleunigst in die Kirche, ließ mich taufen und mir gute katholische Namen geben, wie es sich gehört. Meine Eltern fanden offenbar, dass ich mindestens drei Heilige brauchte, um dem Teufel die Stirn zu bieten: Ich wurde auf die Namen Carolina Johanna Maria getauft.

In diesen Namen waren auch meine Vorfahrinnen repräsentiert. Mein erster Vorname leitete sich von der deutschen Mutter meines Vaters, Carola, her. Ich wurde jedoch nie so genannt, denn meine mutige Mutter, die alle Deutschen (außer meinen Vater) ablehnte, nein, *hasste* und die Familie ihres Mannes immer wieder brüskierte, sagte: »Carola? Nur über meine Leiche!« Sie rettete den Tag durch eine kleine Verkürzung des Namens, die jedoch von großer Bedeutung war, und nannte mich Carla.

Carla bedeutet »starke Frau«, und das war gut, wenn man bedenkt, welches Karma mir bestimmt war. Wenn sie gute Laune hatte, rief mich meine Mutter Karelkje, das ist eine Verkleinerungsform des männlichen Namens Karel, der sich vom holländischen Wort *kerel* herleitet, und das heißt »starker Mann«.

Im Großen und Ganzen ging es einem katholischen Baby gar nicht so schlecht, wenn es – wie ich – gestillt wurde. Ich wurde

gestillt, bis fünfzehn Monate später meine Schwester erschien. Aber die Zeiten sollten sich ändern. Bald würde der Krieg nach Holland kommen. Und, noch bedeutsamer, es drohte auch Krieg in der Familie – jene privaten Kämpfe, die sich in den Häusern abspielen, in denen Kinder aufwachsen.

Meine Mutter war mollig, aber nicht dick, und hatte dichtes kastanienbraunes Haar, das sich in weichen Wellen an den Kopf schmiegte und ihrem offenen Gesicht mit den vollen Lippen schmeichelte. Ihre braunen Augen, über denen sich perfekt geschwungene Brauen wölbten, versteckten sich ein wenig unter Schlupflidern. Sie stammte aus einer frommen, sich vornehm gebärdenden Familie, hatte Schneiderei gelernt und es bis zur Meisterin gebracht. Während des Krieges hielt sie uns mit ihren Näharbeiten, die sie auf dem Schwarzmarkt anbot, über Wasser. Als junges Mädchen quälte meine Mutter, dass es ihrer Familie so gut ging, während um sie herum so viel Armut herrschte. Dieses Problem ließ sich leicht lösen: Sie heiratete einen Mann, der nicht viel mehr als eine Geige und ein hübsches Gesicht besaß.

Mein Vater sah wirklich ausgesprochen gut aus. Er war groß, muskulös und hatte eine hervorragende Figur. Das Gesicht mit der schmalen geraden Nase und den grauen Augen war sehr ebenmäßig, das Kinn kantig, wie gemeißelt und sein Mund – nun, der ließe sich am ehesten als entschlossen beschreiben. Er war praktisch veranlagt und handwerklich sehr geschickt, wusste, wie man Pflanzen zieht und Schuhe repariert.

Mein Vater hatte viele Geschwister. Als er auf die Welt kam, machten seine Eltern keine großen Umstände mit einem Kinderbettchen – sie legten ihn einfach in die unterste Schublade einer Kommode. Er erzählte diese Geschichte immer mit einem gewissen ironischen Humor, aber sie schien ihn doch zeitlebens betroffen und traurig zu machen.

Er wurde in dem Städtchen Kranenburg geboren, das so nahe an der deutsch-holländischen Grenze lag, dass die Leute beide Sprachen beherrschten. In seiner Familie wurde jedoch Deutsch gesprochen. Sie ließen sich in Holland nieder, als mein Vater sieb-

zehn war, und erhielten problemlos die niederländische Staatsbürgerschaft.

Als sich der baldige Kriegsbeginn abzeichnete, war mein Vater fünfundzwanzig. Er wurde in die holländische Armee eingezogen, wo man seine Loyalität kurz in Frage stellte. Er selbst hatte keine Bedenken, für Holland zu kämpfen – schließlich war dies das Land, das ihm nun Brot und Wohnung gab. Er betrachtete es jetzt als seine Heimat und wollte seine Dankbarkeit zeigen, indem er sich voller Begeisterung für seine Verteidigung einsetzte.

Seine große Familie teilte diese Gefühle leider nicht. Vor allem die Verwandten in Deutschland betrachteten die bedingungslose Loyalität meines Vaters gegenüber seiner neuen Heimat als unverzeihlichen Verrat. Sein jüngerer Bruder Anton meldete sich zur holländischen Armee, betätigte sich jedoch als Spitzel für die Deutschen. Mein Vater war todunglücklich darüber, doch seiner Loyalität tat es keinen Abbruch.

Ich war noch kein Jahr alt, als der Zweite Weltkrieg ausbrach. Aus meiner Mutter wurde ein Nervenbündel, doch sie beruhigte sich mit der Zeit, als man sich an das Leben unter der Besatzung zu gewöhnen begann und mein Vater abends wieder von der Arbeit nach Hause kam. Krieg war eine Sache, die sich im Leben von Menschen und kleinen Kindern eben hin und wieder ereignete.

Was meine Eltern beide als Erbe von ihrer Familie mitbekamen, waren Schuldgefühle in Sachen »Sex« – nicht ungewöhnlich im schuldbeladenen Katholizismus jener Zeit, aber einiger Worte wert.

Die Vorfahren meiner Mutter stammten aus dem französischen Adel und waren der Guillotine während der Revolution nur durch Flucht ins Ausland entkommen. Im statusbewussten Holland hielten sie sich für wesentlich besser als der Pöbel mit seiner angeblich so lockeren Moral, weshalb schnellstens geheiratet werden musste, als mein Großvater um Großmutter warb und die beiden von Leidenschaft übermannt wurden, was zu einer Schwanger-

schaft führte. Das erzählte mir meine Mutter, als ich selbst kurz vor der Hochzeit stand (obwohl ich nicht im Geringsten schwanger war), aber das dicke Ende kam erst noch. Eines Tages spazierte meine Großmutter allein über die Wiesen, als plötzlich ein Gewitter aufzog. Sie war schon auf dem Heimweg, und da geschah etwas Schreckliches: Unmittelbar neben ihr schlug der Blitz in einen Baum ein, übrig blieben nur zwei verkohlte Hälften. Das war das Letzte, was meine Großmutter in ihrem Leben sah. Sie erblindete, entweder weil das gleißende Blitzlicht die Netzhäute verschmort hatte oder durch den Schock – oder durch beides. Sie wurde nie wieder gesund und brachte ihre Tochter (und später noch drei weitere Kinder) als stockblinde Frau zur Welt.

Man kann sich gut vorstellen, welche Erklärung sie dafür fanden: Gott hatte meine Großmutter gestraft. Gott hatte sie blind gemacht, weil sie ihr Kind in *Lust* empfangen hatte. Es widersprach ihrem feinen katholischen Empfinden, dem zufolge Geschlechtsverkehr nicht zum Vergnügen, sondern allein zum Zweck der Fortpflanzung stattzufinden hatte. Ja, Gott hatte meine Großmutter schon hier auf Erden gestraft, damit ihr später die Hölle erspart blieb. Ihr Gatte, ein aufrechter Mann, trug die Schuld tapfer mit, ohne dass ihn der Blitz streifen musste. Er bezahlte stattdessen gutes Geld für die Kindermädchen, die sie zur Unterstützung brauchten.

Meine Mutter betrachtete sich deshalb als »Kind der Lust« und fühlte sich nie wohl mit ihrer Sexualität. Seltsam, dass auch sie Sex vor der Ehe hatte – wieder ein Akt verdammenswerter Wollust! All das gestand sie mir erst später, als sie eine alte Frau war und sich nach einer anderen Vertrauensperson als dem Pfarrer ihrer Gemeinde sehnte. *Schuldgefühle*, schrieb mir kürzlich eine scharfsichtige Freundin, *suchen sich immer eine Rechtfertigung*. Sie heiratete meinen Vater, einen gesunden, gut aussehenden, armen Mann mit einem starken Sexualtrieb. Ihr Glaube und das heilige Ehegelübde verlangten, dass sie ihm gehorchte – und ihm zu gehorchen bedeutete, sich seiner Wollust zu unterwerfen. In allen anderen Dingen, so schien es, war *er* derjenige, der *ihr* gehorchte.

Beide machten also Zugeständnisse, die Grundlage so mancher dauerhaften Ehe.

Das bekam ich auf meinen Lebensweg mit: Als Katholikin war ich von Geburt an schuldig, von Natur aus schlecht, schon bevor ich die Schuld meiner Mutter und später die meines Vaters erbe, der seinen Sexualtrieb nicht unter Kontrolle halten konnte. Innerhalb weniger Jahre sollten mich die Schuldgefühle derart fest in den Klauen haben, dass ich den Teufel zu Hilfe rief.

WAS FÜR EIN SCHWIERIGES KIND!

Meine Mutter schrie und mein Vater brüllte, während sie die Hochzeitsgeschenke zu retten versuchten. Um mich herum landete krachend und mitsamt der Tischdecke ein herrliches Durcheinander von Porzellan und Bernstein auf dem Boden, als plötzlich die harten Hände meines Vaters mich packten und aus den Scherben hoben. Welch ein Schreck! Für meinen Vater wichtiger war jedoch der Verlust des Unersetzlichen. Mit ihrem zukünftigen Einkommen würden sich meine Eltern solche schönen und frivolen Dinge nie mehr leisten können.

Ich war eine große Enttäuschung für meine Eltern. Es fing damit an, dass ich Kohle aß. Sie wollten nicht, dass unsere Verwandten es mitbekamen, und versuchten mich mit bösen Blicken und Klapsen auf den Po davon abzubringen. Aber immer wenn sie mich nicht finden konnten, saß ich in dem Schrank neben dem Herd, mein Kleid, der Boden und jedes Fleckchen nackter Haut schwarz von Ruß. Es gab noch mehr, was sie zum Schreien und Brüllen brachte. Ich riss unheimlich gern große Fetzen Tapete von der Wand, wenn sie sich irgendwo gelöst hatte, nur um dieses wunderbare *Rrrripp!* zu hören. Und trotz zu erwartender unangenehmer Folgen wollte ich unbedingt wissen, wie meine Kuschtiere innen aussahen, besonders der Teddybär, der so schön brummte, wenn man auf seinen Bauch drückte. Die Liste meiner Untaten war beinahe so lang wie der Tag.

Es machte mir Angst, wenn mein Papa mit seiner kräftigen Stimme zu schimpfen begann, ein missbilligendes »Ts ts!« von sich gab wie eine zischende Lokomotive oder Worte sagte, die er – wie meine Mama fand – nicht sagen sollte. »*Hou je mond, Jan!*«, fuhr sie ihn dann an. »Red nicht so vor den Kindern!«

Ich sei ein böses Mädchen, sagte er oft zu mir. Manchmal, wenn er mich hochnahm, wusste ich nicht, ob er mich hätscheln

oder hauen wollte. Manchmal hatte ich einen lieben Papa und manchmal einen Papa, der mir Angst machte. Ihm zuliebe wollte ich ein braves Mädchen sein. Ich hatte ihn schrecklich lieb.

Sonntags holte mein Vater seine Geige hervor und spielte die paar Stücke, die er beherrschte. Er hatte keinen Musikunterricht mehr nehmen können, als die Kinder kamen, und hart arbeiten müssen, um die Familie durchzubringen. Dass er in den Krieg zog, förderte seine musikalische Entwicklung auch nicht gerade. Also spielte er immer wieder dieselben Melodien, jedoch mit dem allergrößten Vergnügen, und ich bewunderte meinen Vater aus tiefstem Herzen. Eines seiner Lieblingsstücke war Paganinis *Karneval von Venedig*, denn es ließ ihm Raum für kreative Variationen.

Meiner Mutter ging seine ewige Geigerei irgendwann auf die Nerven. Sie hasste es, wenn er sich produzierte, und dass er selbstzufrieden immer und immer wieder dieselben Stücke spielte. Auf das Laster des Stolzes reagierte meine Mutter besonders empfindlich.

Mein Vater liebte auch seine Mundharmonika sehr. Ich bestaunte ehrfürchtig seine Virtuosität, aber meine Mutter fand das Instrument vulgär und Papas Repertoire langweilig. Armer Papa! Er wäre schon zufrieden gewesen, wenn sie wenigstens nicht laut gesagt hätte, wie sehr sie es hasst.

Nach der Sonntagsmesse besuchten wir eines meiner beiden Großelternpaare, das war heiliger Brauch, außer es gab Bombenalarm. Zu den Eltern meines Vaters, Oma und Opa Koekeroe (sie hießen so, weil Opa Tauben hielt, die immer »*koekeroe, koekeroe*« machten), mussten sie mich jedoch mit Gewalt schleppen. Mein Vater setzte dann sein strenges Gesicht auf, und meine Mutter – na ja, insgeheim ergriff sie meine Partei, deshalb bekam ich auch keine Klapse dafür, dass sie mich den ganzen Weg den Gehsteig entlangschleifen mussten.

Die meisten meiner Verwandten väterlicherseits erschreckten mich. Bis auf Oma waren alle dürr wie Bohnenstangen und sahen halb verhungert aus, als bekämen sie nicht genug Essen oder Liebe

oder beides. Und die Familie war groß, es gab zahlreiche Tanten mit kurzen Söckchen und Onkel in Anzügen, die komisch rochen. Ich fühlte mich einfach immer schmutzig bei ihnen zu Hause. Der allgegenwärtige Geruch nach Taubenkot machte es auch nicht gerade besser. Oma hatte einen watschelnden Gang und keuchte asthmatisch; Opa war dürr und gebeugt und hatte einen borstigen Schnauzbart. Er trug zu lange dieselben Sachen, und immer hatte er eine Pfeife im Mundwinkel oder zwischen den knotigen Fingern. Auch er atmete keuchend.

Viel lieber ging ich zu den Eltern meiner Mutter, wo es eine Sitzgarnitur aus Leder gab, wo alles glänzte und sogar Blumen in den Vasen standen. Vor den Erkerfenstern, die auf den breiten, von Bäumen gesäumten Bürgersteig und den Park gegenüber blickten, wuchsen Büsche.

Holland blieb besetzt und das Leben ging, den Umständen entsprechend, seinen Gang. Ich gewöhnte mich an den Anblick deutscher Soldaten, wenn sie, ihre Furcht einflößenden, schussbereiten Waffen fest im Griff, durch die Straßen patrouillierten. Die meisten waren junge Männer, die von zu Hause träumten und die bestimmt keinen Gefallen an den Schimpfwörtern fanden, die ihnen manche couragierten Menschen zuriefen.

Meinen Eltern wurden in dieser harten Zeit vier Kinder geboren. Denn »Gottes Segen« blieb nicht einfach aus, nur weil Krieg war. Eigentlich schien Gott sich überhaupt nicht darum zu kümmern.

Mein Papa sah so unglaublich gut aus, besonders in seiner Militäruniform, und meine Mama war sehr romantisch. Wenn Richard Tauber im Radio kam, sang sie seine Lieder laut mit. »Du bist mein ganzes Herz«, sang sie. »Wo du nicht bist, kann ich nicht sein.« Sie strahlte immer vor Freude, wenn sie solche Lieder sang. Es gibt ein Familienfoto, aufgenommen von einem Fotografen, auf dem mein Vater seine Uniform trägt. Kein anderer sah so schneidig und selbstbewusst aus.

Auf einem Familienfoto mit meinem sagenhaft gut aussehenden

den Papa, meiner stolzen, sittsamen Mutter, meiner jüngeren Schwester Liesbet und meinem kleinen Bruder Adrian – damals noch ein Baby – erwischte mich die Kamera mit gespitztem Mund, als würde ich pfeifen. Mein Vater hatte mir das Pfeifen beigebracht, aber mittlerweile hatte ich gelernt, vorsichtiger damit umzugehen. Einmal, als wir im Verschlag unter der Treppe Schutz gesucht hatten, machte ich das Pfeifen einer Bombe so perfekt nach, dass sie direkt auf uns zuzukommen schien. Ich war erst vier und hatte keine Angst vor Dingen, die ich mir nicht vorstellen konnte – im Gegensatz zu meinen Eltern, die vor Angst kaum zu atmen wagten. Mein Vater hatte mir blitzschnell die Hände um den Hals gelegt – ein sehr wirksames Mittel, um jemanden zum Schweigen zu bringen.

Gegen Kriegsende zog mein Vater noch einmal seine Uniform an, um sich den Alliierten anzuschließen. Er kam regelmäßig auf Urlaub nach Hause, mit Lastwagen und Gewehr. In jenen Monaten war er der Held des ganzen Viertels. An die Front war er nie geschickt worden, nicht nur weil er Familie hatte, sondern weil auf der Hand lag, wie schwer es für ihn wäre, nachdem seine ganze Familie – abgesehen von uns – in Deutschland lebte.

Mir erschienen die deutschen Soldaten einfach sonderbar; ich konnte lange nicht verstehen, warum die Menschen sie hassten. Ich hatte keine Angst vor ihnen, denn wenn wir ihnen auf der Straße begegneten, unterhielt sich mein Vater mit ihnen und brachte sie zum Lachen. Dass er fließend Deutsch sprach, war mehrere Male seine Rettung.

Zwei deutsche Soldaten retteten mir wahrscheinlich das Leben, als ich meinen Vater eines Tages bei einem seiner Ausflüge zum Holzsammeln in den Wald begleitete. Dazu hatte er sich von einem Nachbarn einen Karren geliehen, der zwei Räder von einem Fahrrad und Griffe wie ein Schubkarren hatte, so dass man ihn schieben und ziehen konnte. Mich setzte er auf einen Stapel leerer Kartoffelsäcke, so dass ich nicht jeden Stein spürte. Später würde er mit den Säcken unser Brennholz abdecken, damit es nicht die

Aufmerksamkeit deutscher Soldaten auf sich zog, die es dann für sich beschlagnahmten.

Der Wald kam gerade in Sicht, als Sirenengeheul ertönte und die Menschen aufforderte, einen Schutzraum aufzusuchen. Die Alliierten flogen oft Angriffe über Holland, um den Deutschen ihre Selbstherrlichkeit auszutreiben. Das Dröhnen der Flugzeuge kam näher – und wir befanden uns auf freiem Feld, es gab weit und breit keinen Unterschlupf, und jeden Moment würden die Bomben fallen! Ich war fünf, alt genug, um diese Sirenen mit panischer Angst zu assoziieren, aber mir war trotzdem nicht bang: Mein großer, starker, kluger Papa wusste bestimmt, wie er uns beide beschützen konnte. Er würde doch nicht vor einer Sirene davonlaufen.

Eine Weile ging mein Vater noch verbissen weiter, dann traf er eine Entscheidung. »Du wartest hier auf mich«, sagte er, hob mich vom Karren und setzte mich neben dem Weg auf die Erde. »Ich komme gleich mit dem Holz zurück.«

Mein Vater wollte mich allein lassen, ganz allein? Ich könnte von den Bomben getötet werden, und mein Papa ließ mich allein? »Oh nein, Papa, nein, nein, nein!«, schrie ich voller Entsetzen, sank auf die Knie und streckte ihm die Arme entgegen. Ich weigerte mich zu begreifen, dass er mich tatsächlich dort zurücklassen würde. Doch mein Vater, der Draufgänger, warf mir lachend ein paar Kartoffelsäcke zu und rief: »Deck dich damit zu!«

Ich wurde noch panischer. Welchen Schutz sollten mir ein paar Jutesäcke bieten? Doch er war schon weitergegangen und sah sich nur einmal um. »Jetzt deck dich schon zu, zum Teufel noch mal!«, schrie er über die Schulter zurück. Ich wollte gerade vor Angst schlotternd und schluchzend in einen der Säcke kriechen, als ich von der anderen Seite des Weges ein Geräusch hörte, einen leisen Pfiff. Als ich mich umblickte, sah ich zwei Soldaten in deutscher Uniform, die sich in einem Graben im Gebüsch versteckten. Ich erkannte sie an ihren Helmen. Die Soldaten, beide noch sehr jung und mit freundlichen Augen, bedeuteten mir mit hektischen Gesten, zu ihnen zu kommen. Ich zögerte keine Sekunde, sondern lief hinüber in ihre Arme.

Ich muss ohnmächtig geworden sein, denn ich erinnere mich erst wieder, dass ich zu Hause in meinem Bett von den aufgeregten Stimmen meines Vaters, meiner Mutter und der Nachbarn aufwachte. Als ich benommen die Treppe hinunterstolperte, sah ich meinen Vater mit einem Verband um den Oberschenkel dasitzen. Man hatte ihm gerade eine Kugel herausgeholt. Ein amerikanischer Pilot hatte ihn im Wald entdeckt und so lange über ihm gekreist, bis er einen Treffer landen konnte. Ich ließ mich verwirrt auf die unteren Treppenstufen sinken, um das Spektakel zu beobachten.

Solche Geschichten waren typisch für meinen Vater.